

BERLIN

Fluch der Vergangenheit

Renate Künast will Regierende Bürgermeisterin von Berlin werden und Klaus Wowereit mit Konzepten besiegen. Das Experiment droht zu scheitern, weil Künast nicht beliebt genug ist. Als Frau, die immer kämpfen musste, fehlt ihr die Geschmeidigkeit. *Von Markus Feldenkirchen*

Weil es ohne die Currywurst in der Berliner Politik nicht geht, steht Renate Künast an diesem Freitag schon um elf Uhr vormittags an der Wurstbude Witty's Organic Food und isst gegen die Umfragen an. Vor ihr stehen Radioreporter, Fotografen, Kameras, die bezeugen, dass die Kandidatin Currywurst isst.

Künast hat die Biowurstbude selbst eingeweicht, als sie Ministerin für Verbraucherschutz war. Damals kämpfte sie für eine andere Art des Essens. Jetzt geht es um ein anderes Berlin.

Die Reporter von Radio Energy wollen ein Spiel mit ihr spielen. Sie sind freundlich, sie sagen: „Der Wowereit hat auch schon mitgemacht.“ „Das ist ja schön“, fährt Künast dazwischen. „Jetzt machen Sie aber ein Interview mit *mir*.“

Später nähert sich eine ältere Dame und bittet höflich um ein Autogramm. Künast lässt sich Stift und Zettel reichen, da schiebt die Dame noch einen Wunsch hinterher. „Vielleicht irgendwas Nettes schreiben, das wäre toll.“

Künast schreibt „Renate Künast“. Die Dame betrachtet den Zettel, sie wirkt enttäuscht. „Können Sie nicht vielleicht noch so was wie ‚Mit freundlichen Grüßen‘ draufschreiben?“

Künast schaut die Frau an, als hätte sie gerade um eine Organspende gebeten. Dann schreibt sie: „Mit freundlichen Grüßen“. Klaus Wowereit, ihr Konkurrent um die Macht in Berlin, hätte vermutlich „Von Herzen, Ihr Klaus“ geschrieben.

Das Duell zwischen Künast und Wowereit, zwei Politikertypen, die gegensätzlicher nicht sein können, ist ein Experiment. Es geht darum, ob es ausreicht, eine Stadt zu verkörpern, wie Wowereit dies tut, und ob ein Wahlkampf, der wie Künasts vor allem auf Inhalte setzt, noch Erfolg haben kann. Letztlich geht es um die Frage, auf welchem Niveau sich Bürger und Medien mit Politik befassen. Auf dem von Wahlplakaten oder von Wahlprogrammen.

Es sieht nicht gut aus für das Modell Inhalt. Als Renate Künast vorigen November gegen Wowereit antrat, lag ihre Partei in den Umfragen noch vor der SPD, sie selbst nahezu gleichauf mit Wowereit. Jetzt, zwei Wochen vor der Wahl, ist der Amtsinhaber um Längen beliebter. Re-

gierende Bürgermeisterin kann Künast nur noch mit Hilfe der CDU werden, was nicht sehr wahrscheinlich ist. Gegen Wowereits Nonchalance und Geschmeidigkeit wirkt sie mit ihren Konzepten und Zehn-Punkte-Plänen wie eine schlechtgelaunte Streberin. Es gibt niemanden, den das mehr ärgert als Künast selbst.

An einem Mittwochnachmittag rauscht sie in Steglitz durch C&A, auf dem Dach soll es einen Fototermin geben. Auf der Rolltreppe macht einer ihrer Begleiter den Fehler, eine Umfrage zu erwähnen, die der „Tagesspiegel“ an diesem Tag veröffentlicht hat, und die besagt, dass Künast im Vergleich zu Wowereit besonders



Wahlkämpferin Künast: „Ich will, ich kann, aber ich darf nicht“

bei Frauen unbeliebt sei. „Das ist 'ne ganz heikle Geschichte, die Nummer“, flucht Künast, ihre Vermutung: „Die SPD hat's bezahlt.“ Kurze Wutpause. „Und der ‚Tagesspiegel‘ macht mit.“ Zwischen Damen- und Herrenabteilung riecht es plötzlich nach Verschwörung. So riecht es oft in Künasts Umgebung.

In Mahlsdorf steht sie auf der Straße und möchte einen Gedenkstein begutachten. Zwischen ihr und dem Stein liegt ein Schotterstreifen, der spärlich mit Gräsern bepflanzt ist. Jeder andere würde den direkten Weg wählen, Künast hält im letzten Moment inne und blafft einen Fotografen an. „Nee, nee, dann machen Sie wieder ein Foto, wenn ich jetzt da reintrete, und am Ende heißt es: Jetzt tritt sie auch noch das Grün platt.“ Künasts treuester Begleiter ist der Verdacht, dass alle ihr etwas wollen.

So rast sie mit einer Kratzbürstigkeit durch die Stadt, die sie immer weiter entfernt von der Gutmütigkeit eines Wowerit. Es dauert, bis sie Menschen näherkommt. Die Kunst der Politik aber, das zeigt dieser Wahlkampf, ist vor allem die Kunst des ersten Eindrucks, im Fernsehen, auf Plakaten, auf der Straße.

Im Juni, als das Rennen noch offen war, saß Künast teetrinkend im Café Einstein und regte sich mal wieder auf. Sie hatte gerade einen Artikel auf SPIEGEL ONLINE gelesen, in dem Angela Merkels Pläne für den Atomausstieg erläutert wurden. Künast sah die Rolle

der Grünen nicht richtig gewürdigt. „Als wären wir kleine Arschknirpse, die mit der Sache nichts zu tun haben“, sagte sie, und während sie sprach, hüpfte ihre Hand wie ein Känguru über den Tisch. „Dabei ist das *unser* Ausstieg.“

In Künast wohnt die ständige Unruhe, zu kurz zu kommen, die Angst, nicht ausreichend gewürdigt oder schlimmer: nicht wahrgenommen zu werden. Die ständige Angst vor der Arschknirpsigkeit.

In guten Momenten wirkt sie dadurch wie eine starke Frau, in den schlechten erinnert sie an Guido Westerwelle. Ihr ständiger Kampf, nicht zu kurz zu kommen, zwingt sie allzu oft in die Ecke der Beleidigten. Und dort sieht niemand vorteilhaft aus.

Vor ein paar Tagen legte Künast wieder einen Stopp im Café Einstein ein. Der Tee ist noch nicht serviert, da lästert sie schon über Wowerit. Sie frage sich, ob das eine gesunde Entwicklung sei, dass der „Popstar-Populismus“ immer mehr um sich greife. Bei Guttenberg habe man ihn erlebt und jetzt wieder bei Wowerit. Es ist eine interessante, berechnete Frage, aber sie dient auch

dem Ziel, von den eigenen Defiziten abzulenken.

„Ich habe mich ja selbst gefragt, ob ich anders auftreten soll“, sagt Künast. „Aber wenn ich aus der Wäsche gucken würde wie Lady Diana, würde ich sicher nicht kandidieren. Ich kann nur das sein, was ich bin.“ Im Übrigen würde sie ja auch Zuspruch erfahren, selbst von Frauen. „Das sind jene Frauen, die sich von Männern zu viel Butter vom Brot haben nehmen lassen.“

Der erste Mann, der das bei Künast versucht hat, ist ihr Vater. Sie kommt 1955 in Recklinghausen zur Welt, als zweites von vier Kindern. Ihr Vater, ein Bauernsohn aus Thüringen, arbeitet als Chauffeur für einen Großindustriellen.

Während der Arbeit trägt der Vater graue Uniform, zu Hause führt er „ein strenges Regime“, wie Künast erzählt.



Amtsinhaber Wowerit: „Von Herzen, Ihr Klaus“

„Mein Vater hat mich nie gelobt. Das musste ich selbst erst mal lernen.“ Dafür hat der Vater einen Plan: Sie soll den Hauptschulabschluss machen und Hausfrau werden. Herr Künast hält die Hauptschule für standesgemäß und das Hausfrauendasein für frauengemäß. „Ich will, ich kann, aber ich darf nicht“, protestiert die junge Renate. Am Ende dieses ersten Kampfes ihres Lebens darf sie immerhin auf die Realschule. Sie wird Sozialarbeiterin und arbeitet zunächst im Gefängnis von Tegel.

Sie redet oft von dieser Zeit als kleiner Frau zwischen schweren Jungs, auch neulich, als sie eine Gruppe von Sozialarbeitern am Bahnhof Zoo besuchte. Einmal habe sie zur Weihnachtszeit einen Christbaum in den Knast gestellt, damit die Häftlinge ihren eigenen Baum schmücken konnten. Am nächsten Tag sah Künast das Ergebnis. An den Zweigen hingen nicht Lametta und Tannenzapfen, sondern Klopapier und Pornobilder. „Die wollten einen ständig provozieren“, erzählt sie den Kollegen vom Bahnhof Zoo. „Da muss man taff bleiben.“

Eines Tages habe ihr ein Häftling, dem sie die Unterschrift unter einen Urlaubs-

antrag verweigert hatte, den Gefängnis-schlüssel abgenommen. Er habe vor ihr gestanden, ihren Schreibtisch angehoben, sie bedroht. Künast hätte den Alarmpfeife drücken können, doch das hätte ihren Ruf unter den Häftlingen ruiniert.

„Wir haben uns ins Auge geguckt“, erzählt sie. „Minutenlang. Ich dachte: bloß keine Schwäche zeigen. Weil die Leute dann wissen, dass sie dich kleinkriegen. Das war hart, aber da muss man stehen.“ Am Ende habe der Häftling aufgegeben.

Der Drang, sich nicht kleinkriegen zu lassen, half ihr auch, als sie 1979 der Alternativen Liste beitrug. Sie rauchte Joints, trug gefärbte Malerlatzhosen und schnitt sich die Haare ab. „Wir wollten ein anderes System“, sagt Künast.

32 Jahre später steht sie an einem Samstag auf dem Kollwitzplatz in Prenzlauer Berg und verteilt Sonnenblumen an schicke Eltern und selbstgebastelte Schultüten an schicke Kinder. Allein mit dem Wert der Sonnenbrillen, die hier ausgeführt werden, könnte man eine Schule sanieren. Ein Stand serviert Bio-Currywurst mit Champagner, in keinem Gericht verdichtet sich die neue Klientel der Grünen treffender. War einst Gorleben der Quellort der Bewegung, so ist es heute der Kollwitzmarkt.

Künast hat viel dafür getan, die Grünen in die Bürgerlichkeit zu führen. Sie hat die Partei in die Mitte der Gesellschaft getragen, aber ihr eigenes Auftreten wirkt noch immer, als kämpfe sie von deren Rand aus.

Im Zeitalter der Geschmeidigkeit haben sich die Eigenschaften, die Künast, den Grünen und den Frauen zu größerer Macht verhelfen, in einen Nachteil verwandelt. Allein mit Kampfeswillen und Ideen scheint man nicht Bürgermeisterin zu werden. So ist die Kandidatin Künast auch Opfer ihrer Sozialisation.

Dabei wären ihre Inhalte gesund für Berlin. Nirgendwo lässt sich die Ideenlosigkeit der hiesigen Politik klarer besichtigen als an diesem Morgen auf dem Marktplatz von Spandau. Dort stehen CDU, SPD, Deutsche Konservative Partei, Die Linke und die beiden Schnapsnasen von der rechtspopulistischen Freiheit gelangweilt unter Sonnenschirmen. Die FDP hat sich verspätet.

Die Sozialdemokraten haben Bilder von Klaus Wowerit dabei, der Stand der Grünen ist mit Broschüren gepflastert. Als Künast erscheint, bildet sich eine große Traube.

„Ich habe eine Vision für Berlin“, ruft sie in ein Megafon. Sie spricht von 100 000 neuen Arbeitsplätzen, sie will die Stadt, die sich bislang mit der Ansiedlung von Nachtclubs und Musik-Labels begnügt

hatte, um echte Unternehmen bereichern. Berlin solle weltweiter Leuchtturm der Umweltindustrie werden.

„Wat is 'n ditte?“, fragt ein Rentner.

„Zum Beispiel, wenn Sie einen Ausflug machen und auf der Heimfahrt sind“, erklärt Künast. „Dann rufen Sie aus dem Auto mit dem Handy Ihre Heizung an, und dann heizt die punktgenau zu Ihrer Ankunft auf die gewünschte Temperatur.“

„Is ja 'n Ding“, sagt der Rentner.

Leider gehört der strukturierte Vortrag nicht zu Künasts Stärken, für einen Wahlkampf, der ganz auf Inhalte setzt, ist das schwierig. So klingen ihre Visionen meist, als rattere sie einen Einkaufszettel runter. Sie stopft so viele Themen in eine Minute, dass sie selbst den Überblick verliert.

In Spandau gerät ihr ein Geldtransporter dazwischen, er hupt, die Menge um Künast versperrt ihm den Weg. Als

dau auf ihre Prominenz. Ihre Broschüren bleiben liegen, die Wowi-Bildchen gehen besser.

Vermutlich wären Künasts Energie und Ideen hilfreich für das schläfrige Berlin, in dem die Ambitionslosigkeit zur Haltung und das Achselzucken zur typischen Bewegung geworden sind. „Wir müssen die Stadt in Bewegung kriegen“, sagt Künast, die zwischen 1985 und 2000 schon einmal als engagierte Abgeordnete für die Stadt gekämpft hat. Vielleicht aber ist gerade Berlin, dieses Eden des Ausschlafens, nicht der richtige Ort für eine Rastlose wie sie.

In der Zeit, als sie noch Bio-Currywurstbuden eröffnete, war ihre Unruhe am richtigen Platz. Als Ministerin für Verbraucherschutz bewies sie, dass sie über die Kraft und das Geschick verfügt, große Ziele auch zu verwirklichen. Ihre Kratzbürstigkeit war im Konflikt mit Landwir-

„Das ist nicht zu vergleichen.“

„Meinen Sie nicht?“

„Nein“, sagt Künast.

In Berlin gibt es kein Stuttgart 21 und auch keine maroden Atomkraftwerke. Das ist gut für die Stadt, aber nicht für Künasts Wahlkampf. Weil ihr die Angstthemen in Berlin nicht zur Verfügung stehen, muss sie es mit Wirtschafts- und Schulpolitik versuchen, mit Themen, die den Bürgern nicht nur ein Gefühl, sondern Auseinandersetzung abverlangen.

Das Charmante an der Demokratie war immer auch, dass sie einen Wettstreit der Ideen versprach, ein Ringen um die besten Konzepte. Dieser Wettbewerb kann aber nicht stattfinden, wenn Kandidaten vor allem auf das setzen, was sie ausstrahlen, statt darauf, was sie vorhaben, und wenn es den Bürgern zu mühsam ist, Konzepte zu vergleichen statt nur

der Transporter vorbeigefahren ist, fragt sie ihre Referentin: „Wo war ich stehen geblieben?“

Man kann all das nachlesen, in ordentlichen Broschüren, klar gegliedert, mit Überschriften und Unterpunkten. Künast möchte 400 neue Lehrer einstellen und die Nachmittagsbetreuung massiv ausweiten. Sie will allein mit Investitionen in Gebäudesanierungen 25 000 neue Jobs schaffen und ein Klimastadtwerk gründen. Sie möchte Berlin mit gezielten Förderungen zur Stadt der Elektromobilität und anderer grüner Technologien machen. Sie will Mietsteigerungen gesetzlich begrenzen, für neue S-Bahn-Züge sorgen und den Fahrradverkehr verdoppeln. Sie will in wenigen Jahren 500 Millionen Euro einsparen, nur nicht bei der Bildung.

Doch das Interesse an Künast beschränkt sich an diesem Morgen in Span-

ten gut aufgehoben. So änderte sie das Produktionsverhalten vieler Bauern und das Einkaufsverhalten vieler Bürger.

Im Berliner Wahlkampf geht es meist um Kleineres. In der Steglitzer Schlossstraße steht an einem Stand der Grünen eine Pinnwand, an der die Bürger ihre größten Sorgen hinterlassen können. „Die Toilette im Gymnasium Steglitz ist in einem unwürdigen Zustand“, steht da. Daneben haftet Künasts Wahlkampf-slogan: „Da müssen wir ran“.

„Frau Künast, warum fährt hier von Steglitz aus keine Straßenbahn in die Innenstadt?“, fragt ein Passant. Seit Jahren streiten sie in Steglitz über die Frage. „Also, ganz ehrlich, ich habe die Sorge, dass sich die Angelegenheit zu einer Katastrophe ausweitet – wie Stuttgart 21.“

Künast zuckt. „Das mit der Straßenbahn?“ Der Passant nickt.

Plakate. So gerät die Wahlentscheidung zur Schwester des Turnschuhkaufs, zur Gefühlssache.

Auf einem schmalen Reinickendorfer Bürgersteig, gleich vor der McPaper-Filiale, gegenüber von Matratzen Concord, ziehen ältere Männer mit Herrenhandtasche und Ehefrau am Arm an Künast und ihren Flyern vorbei.

Irgendwann kommt eine Frau in ihrem Alter auf sie zu: „Ich wollte Ihnen mal was sagen: Ich find Sie toll! Sie überzeugen mich als Person. Sie haben so eine klare und kämpferische Aussprache.“

„Und ich bin eine, die auch noch dran bleibt“, ergänzt Künast, der Vollständigkeit halber. Dann umarmt sie die Frau, drückt Wange an Wange, streichelt sie am Arm, wird zurückgestreichelt. Für einen Moment ruht der Kampf, und Renate Künast sieht beinahe glücklich aus.